



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

15. Jahrgang.

Blumenau, im Mai 1922.

Nr. 5.

Gott oder Mammon?

Matth. 6, 24. Niemand kann zweien Herren dienen: entweder wird er den einen hassen und den anderen lieben, oder wird dem einen anhangen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

Der Abgeordnete Stresemann, ein Führer der Deutsch-liberalen Volkspartei, tat jüngst den bezeichnenden und nur zu wahren Ausspruch: „Wir brauchen keinen Völkerbund, sondern ein internationales Abrechnungshaus“. Da hat er den Nagel auf den Kopf getroffen in der Hinsicht, daß wir gegenwärtig in der ausgeprägtesten Mammonszeit leben, welche die Welt je gesehen hat. Es ist alles und jedes imprägniert, d. h. durchtränkt von Mammonsgeist. Es wollte dem Chronikschreiber vor vielen Jahren manchmal ein merkwürdiger Spruch dünken, daß der Heiland sagt: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“. Gott und Satan sind doch die letzten und tiefsten Gegensätze. Nun aber offenbart sich immer mehr, wie die Bibel wieder recht hat. Der Satansgeist wird Fleisch im Mammon. Das ist auch die Ursache, daß das gottentfremdete Judentum so obenan gekommen ist und kommt. Es ist doch von der Wüste her das Mammonsvolk im besonderen Sinne des Wortes. Die Grundsünde dieses erwählten Volkes ist Mammondienst. Darum ist auch sein Grundberuf der Händler-Beruf. Darum ist es aber auch so prädestiniert oder vorherbestimmt, der Austausch der geistlichen Güter, der Händler der ewigen Gottloffenbarungen zu sein, wenn es dereinst sich bekehrt. Vom Mammonsgeist ist alles durchdrungen. Darum sind heute die bedeutendsten Männer in der Welt nicht die jeweils Regierenden, sondern die großen Finanzmänner, die hinter ihnen stehen. Darum wird z. B. auch eine Reise von Stinnes, wenn er, wie vor kurzem, nach England fährt, für ein grundlegendes Völkerereignis geachtet, und die Reise zerbrehen sich die Köpfe, was er wohl in England anstellen wird. Er ist eben einer der größten Finanzmänner. Jedes neu erbaute und eingehende Hotel wird zu einer Bank in unseren Tagen, zu einer Geldverkehrs-Stätte. In den Spalten der Tagesblätter sind die gelesensten Worte: Mark, Dollar, Frank, Milliarden, Finanzen, Steuer, Valuta, Devisen, Gehälter, Aufbesserungen, Schulden, Gewinner, Bankrotteure und ähnliche, bis hin zum furchtbaren Wort Feuerung — und alle, alle haben es mit dem Mammon zu tun.

Was ist selbst die Washingtoner Abrüstungskonferenz im Grunde anderes, als eine Mammonskonferenz? — Will man der Welt die Rüstungen furchtbar machen und ausreden, dann muß man ihr die Riesensummen vorrechnen, die sie kosten. Sie zerbrehen unter den Lasten, die kriegsgerüsteten Völker, das ist das Beste. Um wirklichen Frieden miteinander ist es vielleicht einigen Schwärmern zu tun, der Mehrzahl nicht. Darum schaffen auch diese Konferenzen nichts. In Washington geht's eher rückwärts, als vorwärts. Frankreich geht gar nicht bei; Japan windet sich wie eine Schlange, um weiter rüsten zu

können; England ist es auch nicht recht wohl. Vielleicht war das des Pudels Kern, daß England sich auf gute Art vom japanischen Bündnis lösen konnte, um Japan allein zu stellen. Oder noch mehr ist es China, in welchem jeder der Abrüstungsteilnehmer möglichst Einfluß sich sichern will, um an seinen Schätzen sich zu bereichern. Wieder der Mammon. Rüstung hin, Rüstung her — wenn unter dem Gesichtspunkte des Mammon ein Krieg notwendig wird, dann wird er geführt werden, von wem und gegen wen es immer sei. Der ganze Fluch, unter dem wir stehen, ist auch ein Mammonsfluch. Wir sind den Völkern zu reich geworden, darum haben sie uns zerschlagen; sie wollen an uns und auf unsere Kosten reich werden, darum quälen sie uns so. Schlesiens Wegnahme ist Mammonsraub. Der Mammon schafft die rücksichtslosesten Menschen — wo er herrscht, ist nichts mehr heilig. Wir können für Schlesien, daß es uns gehören soll, die herrlichsten das ist dem Mammonsknechte Unsinn — die Geldquellen will und höchsten Gründe von Wahrheit und Recht anführen — er — Wahrheit und Recht sind Lächerlichkeiten. Goldmark will der Pole; Goldmark will der Franzose; der Engländer tut etwas schämig, er hat „Moral“ — er läßt die anderen nehmen; denn sind wir arm, so ist's doch sein Gewinn. Sein größter Ruhm ist, daß er als erstes Volk seine Jahresbilanz in Ordnung hat. Darum sollen wir unsere besten Maschinen vernichten, die schnellsten Motore nicht mehr bauen; unsere chemische Industrie vernichten, daß wir nicht mehr zu Mitteln kommen, und Frankreich noch Ursache hat, unsere reichsten Gebenden zu besetzen oder zu nehmen.

Und wie im Äußeren, so im Inneren — Mammon. Wie krieg' ich den nötigen Mammon zusammen, das ist die brennendste aller Fragen jedweder Regierung — und die 161 Milliarden Defizit in einem Jahr im Reichshaushalt, die wir jetzt haben, machen die Frage zur Lebens- und Sterbensfrage. Die Industrie schlägt vor; die Arbeiterschaft schlägt vor; die Regierung macht Vorschläge — alle Parteien beschäftigen sich mit den großen Volksfinanzfragen — aber, wie ist's — jede Partei schlägt die Steuern vor, bei welchen die Interessentengruppen, die sie vertritt, am wenigsten gerupft werden, umsomehr aber die anderen. Die Parteien sind eben auch mehr oder weniger reine Interessentvertretungen, und Interesse und Mammon decken sich. Wenn erst die Parteien wetteiferten, Opfer zu bringen, dann ließe sich wohl bald Erleichterung schaffen. „Die Regierung sieht die finanzielle Lage sehr düster an“, konnte man dieser Tage lesen. Ja, der Mammonsfluch, den die Masse durch Mammondienst heraufbeschworen, wirkt sich bitter an uns aus. Zwar meinen etliche in England und Amerika bahne sich ein Umschwung an, sie wollten für uns eintreten. Kann sein; sie merken eben, daß unser Schaden ihr Schaden ist. Dieselbe Mammonsucht, welche sie hieß, uns verderben, heißt sie jetzt, uns helfen. Die Brunnstube ist dieselbe.

Der Mammonsgeist schafft in Liebe und in Haß, alle Grundkräfte stehen ihm zur Verfügung — je nachdem. Selbst die Kämpfe auf den innersten Gebieten haben zum Hintergrund

den Mammon. In Berlin wurde in letzter Zeit heiß gekämpft vor Gericht um die Sittlichkeit unseres Volkes. Die Schaulust, mit welchen die Massen gefüttert werden, sind nachgerade zum großen Teil unsagbar schmutzig. Gottlob, daß ein großer Teil unseres Volkes von diesen Schmutztiefen, wie sie in Berlin und sonst sich auf tun, gar keine Ahnung hat. Mutige Männer sprangen ein und legten Zeugnis ab gegen dies Verderben. Sie wurden auf's Gemeinste, beinahe tödlich beschimpft. Unflätige Menschen — zum Teil Juden — traten im Namen der Kunst für den Unflät ein. Der Kampf gegen sie ist umsonst. Ihnen ist es im Grunde nicht um Sittlichkeit oder Unsittlichkeit zu tun, sondern um Mammon. Diese Stücke ziehen und bringen rasend Geld ein. Und darum werden sie schon geduldet und darum auch gespielt. Wenn dies Volk nichts daran verdiente, wären ihm morgen schon diese Sachen einerlei. Darum ist und bleibt dieser Kampf fruchtlos. Erst wenn mal am Schmutz nichts mehr verdient würde, dann hörte das Spiel auf. Solange er Geld bringt — ist er als Kunst in Gunst. Die Gegenarbeit muß tiefer angelegt werden, um die Quellen zu verstopfen. Wir halten von aller äußeren Bekämpfung der Laster und ihrer Auswüchse nur sehr gering — viel Arbeit und Mühe und doch keine Frucht — die innere Bekämpfung durchs Evangelium ist die einzig aussichtsreiche, soweit es angenommen wird.

Aber es ist bei all dem Mammonswust doch erfreulich, Männer zu sehen, die noch um Ideale kämpfen ohne Rücksicht auf Geld, Ehre und Macht. Professor Brunner in Berlin ist ein solcher, der diesen Schmutzgefahren entgegentritt. Auch General von Aramon ist ein solcher, welcher mit dem französischen Hauptgeneral Nollet über die deutsche Abrüstung zu verhandeln hatte und der aufrecht hergegerade die Verhandlungen führte. Leider mußte er von seinem Posten zurücktreten, weil ihn die eigene deutsche Regierung nicht stützte. Auch die Studenten von Gießen rechnen wir hierher, welche, als aus dem Festsaal der Universität in kleinlicher Weise das Bild des Großherzogs herausgeholt wurde, beschlossen, in diesen Saal nicht mehr zu gehen. So sollten nun vor allem wir, die wir Kinder Gottes sein wollen, in der Welt stehen: Los vom Mammon in jeglicher Hinsicht, bloß Jesum den gekreuzigten und erstandenen und wiederkommenden vor Augen, und in ihm den Weg gehend, einerlei was daraus kommt — ob Nachteil oder Vorteil. Seid ihr mit Christus auferstanden, so suchet, was droben ist — Gott, nicht den Mammon.

Aus „Aufwärts“.

Aus deutschen und evangelischen Kreisen Petersburgs.

Sie wollen etwas Näheres von den Evangelischen Russlands wissen? fragte mich mein Gewährsmann, der eben aus Petersburg zurückgekehrt ist. Da kann ich Ihnen aus eigener Anschauung und manchen Gesprächen einige Auskunft geben. Habe ich doch das Reformationsfest am 30. Oktober bald nach meiner Ankunft in Petersburg mitgefeiert. Das Schiff der großen Petrikirche war ganz mit Andächtigen gefüllt. Und die Teilnehmer waren stolz auf die rege Beteiligung, da man eben im ganzen etwa bloß 5 bis 6000 Deutsche in Petersburg zählt. Vor dem Kriege rechnete man mit etwa 70 000. General-Superintendent Malmgren hielt den Gottesdienst, Pastor Fehrman die Predigt und Prof. A. Wulffius brachte einen interessanten Vortrag über die Bedeutung der Reformation.

Obgleich die Zahl der ansässigen Deutschen so zusammengeschmolzen ist, bestehen doch noch alle einstigen Gemeinden.

Es herrscht ein sehr schmerzlicher Mangel an Pastoren. Da Dorpat, das früher ganz Rußland mit evangelischen Geistlichen versorgt, nun efinisch geworden ist, ist der Beschluß gefaßt worden, ein Lehrinstitut zur Heranbildung von Pastoren zu gründen. Es soll einen zweijährigen Kursus haben. Als Lehrkräfte sind General-Superintendent Malmgren für Dogmatik, Bischof Freifeldt für das Leben Jesu und Bischof Grünberg für theologische Einführungswissenschaften gewählt. Man hofft auf diese Weise dem bittersten Mangel abzuhelfen. Er besteht im Inneren des Reichs wohl noch mehr, als in den Städten. Als Beispiel seien die finnischen Ingermanländer angeführt, die statt 30 Personen nur 3 haben. Ebenso ist in den Wolgaskolonien nicht nur die Not am täglichen, sondern auch am geistlichen Brot groß. Ein Pastor aus den Wolgaskolonien erhielt kürzlich eine Pfarre in einer der riesig gewordenen deutschen Kolonien bei Petersburg. Er war sehr glücklich, denn er wäre, wie er fest glaubte, unter den gänzlich verarmten Wolgaskolonisten unrettbar mit seiner Familie ver-

hungert. — Eine Folge des Pastoren Mangels ist auch das mächtige Anschwellen der Sekten. Die Methodisten und Baptisten haben in Petersburg unter den Evangelischen, aber auch unter den finnischen Ingermanländern große Fortschritte gemacht. Die Zahl der finnländischen Bürger ist jetzt stark zurückgegangen. Es sind fast nur Ingermanländer nachgeblieben.

Am 22. November sollte eine kirchliche Beratung in Petersburg stattfinden. In Moskau ist Pastor Meyer an Stelle von Pastor Willegerode zum General-Superintendenten gewählt worden. Die neue Organisation der vereinigten evangelischen Kirche Russlands zeigt, wie die Zusammenkunft in Petersburg und die Gründung des Pastorenseminars beweist, inneres Leben. Uebrigens ist die Gründung des Bischofsrats unter Vorsitz von Bischof Freifeldt im Frühling des Jahres 1920 auf Anregung der Letzten, in Sonderheit Pastor Grünbergs, zurückzuführen.

Auch die alten berühmten Deutschen Gemeindeschulen in Petersburg arbeiten unter den schwierigsten Verhältnissen weiter. Als Beispiel sei die größte unter ihnen, die Petrischule angeführt, die ihren Direktor Kleinenberg und ihren Inspektor Prof. Wulffius behalten hat und eben etwa 600 Kinder unterrichtet. Der Frost und der Mangel an Brennmaterial drohen den Unterricht unmöglich zu machen. Da wurden die Kinder aufgefordert, je 50 000 Rubel zur Anschaffung von Brennholz zu bringen. Diese Steuer wurde gern geleistet.

In den einzelnen Familien der Gebildeten ist die Not vielfach hoffnungslos. Viele wissen nicht wie sie über den Winter kommen werden. Besonders herrscht auch unter den Pastoren, die bei ihren Gemeinden ausgehalten haben und in aufreibender Arbeit Tausenden ein Trost sind, ein ganz unglaublicher Mangel. Zerfetzte Stiefel, in Lumpen sich verwandelnde Anzüge sind ein Unglück, das aus eigener Kraft schlechterdings nicht gut gemacht werden kann. Ein entsetzlicher Alpdruck ist für die Pastoren und ihre Familien der Brennholzmangel. Als ich einen von diesen Männern christlicher Tat Anfang November besuchte, brannte zum ersten Mal in diesem kalten Herbst Feuer in seinem Zimmerofen. . .

E. v. Kugelgen.

Aus „Deutsch-Evangelisch in Finnland“.

Vatikan-Politik.

Die „Düsseldorfer Nachrichten“, die über die Vorgänge im katholischen Lager stets sehr gut unterrichtet und auch in den katholischen Familien des Düsseldorfer Bezirks stark verbreitet sind, veröffentlichten in ihrer Morgenausgabe Nr. 69 vom 7. Februar einen Beitaritel unter der Überschrift: „Erste Eindrücke nach der Papstwahl“, den wir unseren Lesern nicht vor-enthalten dürfen. Der Artikel, den wir nachstehend im Wortlaut wiedergeben, enthält bemerkenswerte Ausführungen über die Vatikan-Politik, an denen kein deutscher Politiker und kein evangelischer Christ stillschweigend vorübergehen darf. Das genannte schreibt wörtlich folgendes, wobei wir bemerken, daß die Heraushebung einzelner Stellen durch uns erfolgt ist:

„Der ganzen erwartungsvoll harrenden Welt wurde heute die Kunde, daß der Kardinal Ratti zum Nachfolger Benedikts XV. gewählt worden ist und sich Pius XI. nennen werde. Die Wahl des Namens wird auch die Wesensart des neuen Papstes bezeichnen, nämlich als des Fortsetzers der Politik oder vielmehr Nichtpolitik Pius X., der im September 1914 die römische Kurie und die katholische Kirche in einer wenig günstigen Lage zurückließ. Man erinnert sich, daß an eine Ueber-siedelung des päpstlichen Stuhls nach Spanien gedacht wurde.“

Aber der Krieg und die politische Klugheit Benedikts XV. haben die römische Kurie emporgetragen und alle Nachteile in Vorteile verwandelt. Das Papsttum wurde nacheinander durch den Gang des Krieges von mächtigen Feinden und Gegnern befreit. Zuerst brach das Zarentum zusammen, der Hort der griechisch-katholischen Abspaltung von Rom, dann folgte das protestantische Kaiserreich in Deutschland, sodaß man in Rom sich äußern konnte, der Weltkrieg habe mit dem Sieg über Luther geendet.

Das Aufstehen des Bolschewismus und die Angst vor seinen Erfolgen machte die katholische Kirche zum Hort der bedrohten sozialen Ordnung, und der Zusammenbruch des katholischen Kaiserreiches Österreich-Ungarn und seine Aufteilung unter die von Rom unabhängigen Sukzessionsstaaten brachten so große Massen neuer katholischer Untertanen in diese Staaten, daß sie genötigt wurden, sich zu dem Vatikan anders zu stellen als früher und politische Beziehungen zu ihm anzuknüpfen.

Dies war aber noch nicht alles, denn durch einen ganz besonderen Glücksfall, oder vielmehr durch die ganz ungewöhnlich große politische Kurzsichtigkeit des protestantischen Deutschlands geschah es, daß das politisch bedeutungslose und lebensunfähige Polen zu einer Macht aufgeblasen wurde und nun für die katholische Kirche eine beträchtliche Verstärkung ihrer Stellung gegen Osten darstellt, die sogar in gewisser Weise das Verschwinden der katholischen Donaumonarchie ausgleicht.

An Polen knüpft die politische Einstellung des sonst, wie es scheint, unpolitischen Papstes Pius XI. an. Denn der Kardinal Ratti war, ehe er nach dem Tode des Erzbischofs Ferrarini von Mailand dessen Nachfolger wurde, päpstlicher Nuntius in Polen. — Damals, als Ratti ernannt wurde, waren die Mittelmächte noch die Herren in Polen, und Ratti galt für deutschfreundlich. Aber nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte änderte sich die Haltung Rattis immer mehr zu Gunsten der Polen, und zwar in einem Maße, daß Benedikt XV. schließlich genötigt war, ihn abzuberufen. Auch während des Konklaves zirkulierten in Rom polenfreundliche Aeußerungen Rattis, die, wenn sie wirklich so gefallen sind, vielleicht in der Zukunft noch eine Rolle spielen können.

Es erhebt sich nun die Frage: Wie wird unter dem neuen Papst das politische Friedenswert Benedikts XV. fortgesetzt werden? Allem Anschein nach wird wie unter Pius X. der Kardinalstaatssekretär die Politik der römischen Kurie machen, da Pius XI. von Haus aus kein Politiker ist und, wo er, wie in Polen, in die Politik geriet, sich als fremden Einflüssen zugänglich erwiesen hat. Wer wird nun den Ausschlag geben und welche Richtung unter den Kardinälen die Herrschaft gewinnen? Der „neue Geist“, den Benedikt XV. in die Beziehungen zwischen Italien und dem Vatikan gebracht hat, ist vielen wider die Meinung gegangen. Es darf nicht übersehen werden, daß es innerhalb des Kardinalskollegiums eine Gruppe von Unversöhnlichen gibt, die sich dem von Benedikt so geschickt und warmherzig angebahnten Frieden zwischen der Kirche und dem italienischen Staat noch immer widersetzen möchte. Ihr Führer ist vor allem Merry del Val, der einstige Staatssekretär Pius X. Frankreich erhebt große Ansprüche, seitdem es das Protektorat über die Christen im Orient, das es von jeher beanspruchte, durch die Wandlungen der Politik wieder gewonnen hat. Es kann heute als feststehend angesehen werden, daß der modern vernünftig die Dinge dieser Welt überblickende Papst Benedikt die Unversöhnlichkeit der französischen Politik Deutschland gegenüber ehrlich verurteilt und daß er für Deutschland und sein tapferes Bemühen um einen neuen Aufstieg ein feines Verständnis hatte. Wird dies unter dem Nachfolger fortbauern, oder werden die Einflüsse, die sich geltend zu machen suchen, das Steuer der Politik in der römischen Kurie nach einer Richtung wenden, die das freund- und freundlose Deutsche Reich auch dieses Haltes berauben? Zu all den schweren Sorgen auch noch diese neue.

Aus den Erinnerungen eines alten Pfarrers.

Von Wilh. Lange.

(Fortsetzung.)

2. Auf Urwaldsreisen.

Reisen im Urwalde — sie sind schön, ohne Frage, aber hauptsächlich in der Rückerinnerung. So manchen Ritt machte ich, oft auch mit meiner Frau, in den Jahren 1893—1900 von Brüderthal aus nach Blumenau und auch nach Brusque. Es standen uns in jenen Jahren 2 Wege offen, über den Garibaldi- und über den Testo-Berg. Die Verbindung über den Cerro-Berg ist erst in späterer Zeit entstanden. Die Pfladen, denn andere Wege gab es nicht, waren unbeschreiblich, namentlich wenn etwa vorher ein Trupp Ochsen hindurchgetrieben war und die 25 bis 30 Palmitbrüden gründlich vernichtet hatte. So manche Brücke, deren halber Beleg verschwunden war, habe ich erst ganz zusammenreißen müssen, um mit dem Pferd auf die andere Seite kommen zu können. Am gefährlichsten war der Durchgang durch den Jaraguá und Cerro und dann ein 3 km. langes Sumpfstück am Jaraguá. Wer den darüber gelegten Knüppeldamm glücklich passiert hatte, der dankte seinem Schöpfer und noch lange glaubte er, das Krachen der brechenden und Pferd und Reiter umlaufenden Palmitknüppel zu hören. In welchem Zustande kamen wir (und unsere Kleidung) oft am Ziele an, beschmutzt, mit zerrissenem Anzug, Gesicht und Hände von Dornen blutig gerissen. Und so sollte

man dann etwa bei einem Missionsfest oder einer Kircheneinweihung auftreten. Doch der Lalar verhüllte gnädig so manches. Ich bestimme mich, wie wir nach einem Ritt über den Garibaldi abends in Indapal anlangten. Im Hof des Hotels stiegen wir vom Pferde, ließen uns ein Faß mit Wasser füllen, in das wir hineinstiegen und uns mit Hilfe eines Zipobesens von der schlimmsten Schmutzkruste befreiten. Aber schön war es doch!

Es mag im Jahre 1890 gewesen sein, als ich mit einem Freunde, Herrn U., aus Joinville eine Fuhrtour den Itapocu hinauf machte. Dort waren viele neue Kolonisten in den letzten Jahren angesiedelt worden, unter denen die Not groß sein sollte. Uns davon zu überzeugen, ob es wirklich so sei, und Mittel und Wege zu erforschen, um den Leuten, falls nötig, zu helfen, war der Zweck unsres Marsches. Die Not war wirklich groß. Das Land war gut, aber noch wenig gepflanzt, keine Straße und keine Möglichkeit des Verdienstes, da die Kolonienverwaltung aus Mangel an Mitteln den Straßenbau eingestellt hatte. Am Vormittag verzehrten wir unser mitgenommenes Frühstücksbrot, aber nachmittags meldete sich der Magen energisch. Haus bei Haus fragten wir an und baten, uns gegen Geld und gute Worte etwas Eßbares zu verabsorgen. Vergebens, die Leute hatten nichts, aber von verschiedenen Seiten wurde uns gesagt: „Gehen Sie ein Stück weiter. Dann werden Sie ein Haus mit einem hohen Giebel sehen; dort werden Sie etwas bekommen.“ Wir wanderten weiter, eine Stunde und noch eine halbe, sehnsüchtig ausschauend nach dem „Haus mit dem hohen Giebel“. Endlich kam eine Palmitthütte in Sicht mit einem allerdings auffallend steilen Dach. Wir traten ein und bitten um etwas zu essen. Die Antwort: „Sie hätten nur wenig, aber was Sie hätten, sollten wir bekommen.“ Und wir bekamen's, nämlich, ein Ei und zwei Bataten, etwas wenig für zwei hungrige Mägen nach sechsstündigem Pfladenmarsch.

Denkwürdig aus mehrfachen Gründen ist mir eine Urwaldsreise geblieben, die ich mit meiner Frau 4 Wochen nach unserer Hochzeit im September 1887 unternahm. Ich sollte einen Mann trauen, einen Spanier Th., der weit oben am Itapocu wohnte. Th. war ein etwas unheimlicher Geselle, ein entsprungener Sträfling, der dort oben im Walde haufte, wohl bewacht von 10 bissigen Röttern. Er stand in Verbindung mit den Bugern, und durch ihn hoffte ich damals, mit den Wilden in Berührung kommen zu können. Wir marschierten zunächst 2 Stunden zu Fuß und frühstückten bei einem Schuttmacher Sch. Der Mann hatte 5 ungetaufte Kinder. Ich machte ihm Vorstellungen darüber und legte ihm nahe, er möchte doch seine Kinder taufen lassen. Die Antwort lautete: „Ja, Herr Pastor, das will ich auch, aber in ein paar Wochen kommt das nächste. Wenn ich ein halbes Duzend mit einem Male taufen lasse, so kommt's doch billiger?“

Wir verabschiedeten uns von diesem sparsamen Manne, indem wir das Frühstück gut bezahlten, und bestiegen ein Kanoe zu einer 4stündigen Fahrt den Itapocu hinauf, das von 2 Schwarzen gerudert oder gestochen wurde. Oft auch mußten sie bei Stromschnellen ins Wasser springen und das Fahrzeug mit großer Anstrengung durch die Felsen hinaufziehen. Ein mehrstündiges Sitzen im Kanoe, noch dazu wenn man trotz häufigen Ausschöpfens allmählich einige Zoll tief im Wasser sitzt, ist nicht ohne weiteres ein Vergnügen. Aber die Landschaft war über alle Maßen schön und großartig. Es war eine herrliche Fahrt: Die Ufer mit unberührtem Urwald bestanden, die Mieseräume oft den Fluß überdachend. Selten nur stand am Ufer eine einsame Negerhütte mit kleiner Pflanzung. Endlich kamen wir an eine größere Dichtung. Hier stand eine großartig eingerichtete, dem Franzosen J. gehörende Zuckersfabrik, die aber nie richtig in Betrieb gewesen war. Als Wächter wohnte dort ein gewisser B., gleichfalls Franzose. Während und nach der Revolution sind alle Maschinen und die überreich vorhandenen Ersatzteile gestohlen, nachdem der Wächter B. umgekommen, wahrscheinlich ermordet war. Als alles gründlich ausgeräumt war, hat sich dann der Besitzer gemeldet und von der Regierung eine gewaltige Summe als Schadenersatz gefordert und auch erhalten. Außer der Zuckersfabrik standen dort noch 3—4 Negerhütten und ein Bretterhaus, in dem ein Deutscher, namens Christen, wohnte. Das ist der jetzige Stadtplatz Jaraguá im Jahre 1887.

Dieser Christen war unser heutiges Ziel, hier wollten wir nächtigen. Die Leute waren gut bemittelt, aber sehr knauserig, sodaß unsere Verpflegung trotz bescheidenster Ansprüche recht kümmerlich ausfiel. Viele Kaffeebäume umgaben das Haus,

aber wir mußten „Reislassee“ trinken. Die Nacht brachten wir auf einer Reistreu gemeinsam mit unsern 2 Negern zu, woraus ich, der ich russische Verhältnisse kannte, mir wenig machte, aber für meine vor einem Monat aus Deutschland gekommene Frau war es etwas ungewohnt. Am anderen Morgen stiegen wir beide hinab und wuschen uns im Fluß, Christen sah von den Herab und sagte nachher: „Ja, das ist doch schön, wenn man sich morgens wäscht. Ich tue das ja auch manchmal, aber meine Frau höchstens 1–2 mal im Jahre.“ Daß dieses Selbstbekenntnis den Geschmack des „Morgenteislassees“ erhöht hätte, kann ich nicht behaupten. Zweistündige Kanofahrt brachte uns zur Hütte des Th. Wie reinlich und appetitlich war es da im Vergleich mit jenem verkommenen Deutschen! Ich traute das Paar, so gut oder so schlecht es ging brasilianisch radebrechend, und hinterließ eine portugiesische Bibel.

Dann ging's heimwärts. Bei einem Tischler St. am Itapocu aßen wir Mittag. Eine sehr einfache Palmthütte, aber ein Kronleuchter in der Mitte und feine Spitzengardinen vor den Fensterlücken. Vor dem Essen erhebt sich die eine Tochter und spricht ein Tischgebet, wobei die anderen Kinder sie verwundert anstarren und eines in die Worte ausbricht: „Marie, Du bist wohl verrückt!“ Ja, so kann es gehen, wenn der Pastor zum Besuch kommt.

Voll Freude auf unser liebes Heim, das wir in den vergangenen Wochen mit der von meiner Frau mitgebrachten Ausstattung nett und gemütlich eingerichtet hatten, näherten wir uns gegen Abend Brüdertal. Aber, aber — welch ein Anblick. Unser Haus, dieses mit so unsäglich Mühe gebaute Haus, ein rauchender Trümmerhaufen. Mit welchem Weh ich diese Trümmer ansah, und was meine Frau empfand, die ihre ganze neue Ausstattung verloren hatte, kann nur der verstehen, der Ähnliches erfahren hat. Manche Sachen waren gerettet, das Meiste jedoch verbrannt. Wie der Brand entstanden, darüber möchte ich schweigen. Als Kuriosum aber will ich erzählen, daß mir einige Monate später eine Nummer der in Charlottenburg bei Berlin erscheinenden Zeitschrift „Südamerika“ zugesandt wurde, in der folgende merkwürdige Geschichte zu lesen war: „Der Pastor Vange in Brüdertal hat einen ganzen Indianerstamm mitsamt seinem Häuptling befehrt, und aus Rache dafür haben ihm die Jesuiten sein Haus angezündet.“

Wir richteten uns nun so gut es ging in unserm großen Kirch- und Schulgebäude ein, indem wir durch Bretter, Schrank und Dedeln eine Ecke als Wohnzimmer und eine andere als Küche abzwieigten. Hielt ich dann Schule, so konnte ich meine Frau am Kochtopf hantieren sehen, ob zum Vorteil des Unterrichts, bleibe dahingestellt. Lustig war unser Schlafraum: Vögel, Fledermäuse und allerlei Gekrönte hatten ungehinderten Zugang. Die Füße unserer eisernen Bettstellen verankerten allmählich im Lehmbofen, bis wir Brettstücke unterlegten. Diese und viele andere Unbequemlichkeiten hatten wir mit gutem Humor ertragen, sogar Gäste haben wir dort beherbergt, nämlich den Pastor D., der uns auf die Schreckenskunde hin einen freundschaftlichen Besuch abstattete. Ueber Schulbänke legte ich die Wandtafel, und auf dieser und einer daran geschobenen Kiste wurde ihm sein Nachtlager bereitet.

Sofort ging's an den Wiederaufbau des Pfarrhauses, und Ende des Jahres konnten wir zwei Zimmer desselben beziehen, aber um eine bittere Erfahrung waren wir reicher geworden. Doch die Trübsal hat unserem Glüd keinen Eintrag getan, sondern es nur vertieft. [Fortsetzung folgt.]

Bei der deutschen evangelischen Synode von Nordamerika.

Von Oberkonsistorialrat Lic. Dr. Otto Dibelius in Berlin.

(Abgedruckt aus: Monatsheft des Gustav-Adolf-Vereins.)

Ende August 1921 ging bei dem Oberkirchenrat die Bitte der Deutschen Evangelischen Synode von Nordamerika ein, zu ihrer am 28. September in Neu-Bremen (Ohio) zusammen tretenden Generalkonferenz einen amtlichen Vertreter zu entsenden. Ich erhielt den Auftrag, in Erfüllung dieser Bitte der Synode die Grüße der deutschen Heimatkirche und ihren Dank für das große Hilfswerk der deutschen amerikanischen Glaubensgenossen zu überbringen. Die Zeit, die mir zur Verfügung stand, war kurz. Die Aufgaben in der Heimat drängten. Ich schiffte mich am 14. September in Hamburg ein und kam am 25. September vormittags nach Newyork, wo ich in dem wunderschönen kleinen reformierten Hospiz, das von Pastor Paul Band, dem immer hilfsbereiten Freund deutscher Amerika-Rei-

sender auf das trefflichste geleitet wird, vorläufig Unterkunft fand. Dort wartete ein von der Synodalbehörde ausgearbeiteter Reiseplan auf mich, der die mir zur Verfügung stehenden vier Wochen sehr umsichtig und zweckmäßig ausnützte.

I.

Die beiden ersten Tage — und ebenso später die beiden letzten Tage meines amerikanischen Aufenthaltes — waren für Newyork bestimmt. Ich nahm die Gelegenheit wahr, eine Reihe von führenden Persönlichkeiten des amerikanischen kirchlichen Lebens aufzusuchen. Ich war bei den Leitern des National Lutheran Council, ich war bei dem Präsidenten der United Lutheran Church, Dr. Knobel, bei den Methodisten, in deren Büro ich zu meiner Freude dem um Deutschland so hochverdienten Bischof Ruessen-Zürich wieder begegnete, bei Dr. Arthur Brown von der Presbyterian Church, bei der Church Peace Union und dem Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen. Endlich war ich bei dem Generalsekretär des Federal Council, Dr. Macfarland. Die Besuche waren zumeist kurz. Nur am Tage vor meiner Abreise nach Europa hatte ich noch Gelegenheit, in einem Kreise englisch-amerikanischer Persönlichkeiten, unter denen sich mehrere der Genannten befanden, etwas ausführlicher über die Verhältnisse in Deutschland und über die Beziehungen zwischen Amerika und der deutschen Heimat zu sprechen. Es waren also nur flüchtige Eindrücke, die ich von den englisch sprechenden Amerikanern empfing. Doch war ich bei meinen Reisen durch das Land bestrebt, diese Eindrücke durch Gespräche mit deutschen und amerikanischen Geistlichen zu vertiefen.

Man begegnete mir in diesen englisch-amerikanischen Kreisen ausnahmslos mit großer Freundlichkeit; und auch da, wo sich in kurzen Unterredungen Meinungsverschiedenheiten offenbarten, blieb die Freundlichkeit immer die gleiche, und die Unterhaltung wurde, zumal in größerem Kreise von einer gewissen Feierlichkeit christlicher Liebe und gegenseitiger Hochachtung getragen. Doch konnte alle Liebesswürdigkeit nicht darüber hinwegtäuschen, daß ein ernster Unterschied zwischen der deutschen und amerikanischen Auffassung vom Evangelium u. vom Gottesreich besteht. Am stärksten empfand ich diesen Unterschied bei dem Besuche des Federal Council. Daß das Vorzimmer des Generalsekretärs mit Ansichten vom französischen Kriegsschauplatz, mit Photographien des Generals Nivelle und mit Ausrufen für die französischen Protestanten geschmückt ist, konnte mich nicht überraschen. Ich war darüber unterrichtet, wie temperamentvoll Dr. Macfarland am Kriege teilgenommen und sowohl auf französischem, wie auf amerikanischem Boden für den Krieg gewirkt hatte. Wohl aber trat der Unterschied zunächst bei der Art der Fragen hervor, die Dr. Macfarland über Deutschland tat. Es waren fast sämtlich Fragen nach unseren politischen Verhältnissen und nach den Beziehungen unserer Kirche zu den politischen Mächten. Dr. Macfarland überreichte mir eine Abschrift eines Briefes, den er an Prof. Deißmann geschrieben hatte. In diesem Briefe heißt es:

„Ich halte es nicht für weise, die Erörterung über Fragen fortzusetzen, die die Vergangenheit betreffen. Das soll nicht heißen, daß geschehenes Unrecht nicht anerkannt werden sollte. Es heißt einfach, daß ich es für meinen Teil vorziehe, die lebendigen Angelegenheiten des gegenwärtigen Augenblicks zu behandeln.“

Lassen Sie mich nur Einiges nennen, wovon ich mir besonders viel versprechen würde: 1. Jede kleine Nachricht, die uns zeigt, daß die Vertreter der deutschen Kirchen das Ideal einer wahrhaft demokratischen Regierung von ganzem Herzen unterstützen. 2. Jedes Anzeichen dafür, daß die deutschen Kirchen ihre Nation dazu anhalten, die geforderten Kriegskontributionen zu bezahlen (to meet its payments for reparations). 3. Jede Kundgebung der deutschen Kirchen, die dazu auffordert, die Entwaffnung Deutschlands durchzuführen. . . .“

Es bedarf für den deutschen Christen nicht vieler Worte darüber, daß — von allem andern abgesehen — eine solche Vermengung von Politik und Religion für uns unerträglich ist. Es herrscht bei uns, ohne Unterschied der kirchlichen Richtungen Uebereinstimmung darüber, daß die Aufgabe einer evangelischen Kirche sowohl grundsätzlich als angesichts unserer besonderen Verhältnisse nicht darin bestehen kann, für eine bestimmte Staatsform einzutreten, daß vielmehr die Kirche nach ihrer Trennung vom Staat sich politischer Neutralität befleißigen muß, und daß sowohl der Monarchist wie demokratische Republikaner ein treues Glied der Kirche sein kann. Es herrscht vollends völlige Uebereinstimmung darüber, daß eine christliche

Kirche es ablehnen muß, ihre Glieder zur Zahlung von Kriegskontributionen anzuhalten, zu denen die Nation unter Verleugnung aller feierlich gegebenen Zusicherungen gezwungen worden ist. Wenn es sittliche Verpflichtungen von Völkern gibt, für die auch eine Kirche sich einsetzen muß — die Erfüllung des Diktats von Versailles ist sicherlich das Gegenteil einer solchen! Sie ist die Frage der Politik, der Zweckmäßigkeit oder besser gesagt: keine Frage, sondern eine aufgezwungene Notwendigkeit. Sobald an das sittliche Empfinden appelliert wird, kann die Folge nur sein, daß die Aufhebung dieses Diktats und die Wiederherstellung der feierlich zugesagten Punkte Wilsons gefordert wird.

Die Anglo-Amerikaner empfinden in diesen Dingen zum großen Teile anders. Das Federal Council hat es über sich vermocht, an einem Bankett zu Ehren Vivianis offiziell teilzunehmen. Es hat also dazu geholfen, einen atheïstischen Demagogen zu ehren, der im Hinblick auf die Trennung von Staat und Kirche, wie sie Frankreich im religionsfeindlichen Sinne durchgeführt hat, die berühmten Worte gesprochen hat: „Das französische Volk habe mit einer großen Geste alle Lichter des Himmels ausgelöscht!“ Ein solcher Vorgang, der für den deutschen Christen zunächst unfassbar ist, wird allein dadurch verständlich, daß man sich klar macht, wie sehr für die calvinistische Frömmigkeit die religiösen und politischen Gesichtspunkte ineinander fließen können. Die Sache der demokratischen Freiheit ist für den Amerikaner häufig genug einfach die Sache des Gottesreiches. Daher begrüßt er den Mann, der für die demokratische Freiheit im amerikanischen Sinne kämpft, als ein Mitarbeiter an der Sache Christi — ohne nach der persönlichen religiösen Stellung dieses Mannes viel zu fragen. So verflucht sich das kirchliche Leben Amerikas mit dem nationalpolitischen Leben des Landes in viel engerer Weise, als das in Deutschland, dem klassischen Lande der Verbindung zwischen Staat und Kirche, in den letzten beiden Menschenaltern denkbar gewesen ist. In jeder amerikanischen Kirche steht noch immer die amerikanische Nationalflagge neben dem Altar! Und die amerikanische Legion wacht darüber, daß dieses Bekenntnis zu den nationalen Zielen Amerikas nicht aus der Kirche entfernt wird. Das Federal Council hat Predigttexte für den Krieg zusammengestellt und sie mit dem nötigen deutschfeindlichen Material versehen; und diese Texte sind dann von der Regierung allen Geistlichen des Landes offiziell zugestellt worden. Die amerikanischen Kanzeln sind vielfach in einer für unser Empfinden unerhörten Weise in den Dienst der nationallistischen Propaganda und leider vielfach auch in den Dienst der gemeinsten Kriegslüge gestellt worden. Es widerstrebt mir, hier einzelne Beispiele zu erzählen. Es wäre weder klug, noch dem Geiste des Evangeliums entsprechend, wenn wir die Gravamina, die wir gegenüber unseren Feinden auf dem Herzen tragen, immer aufs neue durchschekeln wollten. Es sei auch ausdrücklich festgestellt, daß manche Kirchen in Amerika — darunter auch die katholische! — eine rühmliche Ausnahme von der Regel gemacht haben. Es soll dies alles nur gesagt sein, um zu zeigen, daß sich im kirchlichen Leben Amerikas die religiösen Gesichtspunkte vielfach mit den politisch-nationalistischen verbinden. Davon, daß die amerikanischen Kirchen, weil vom Staate völlig frei, das christliche Gewissen ihres Staates gewesen wären, kann jedenfalls für die Zeit des Krieges nicht gesprochen werden. Sie haben sich vielfach ohne Kritik und Widerstand zum Werkzeug des nationalen Chauvinismus machen lassen. Jetzt treten sie, nachdem der Krieg gewonnen und das Ziel der amerikanischen Politik auf Abrüstung gerichtet ist, mit allem Nachdruck für diese ein. Sie tun es in der Regel mit gutem Gewissen. „Gott hat den Krieg gewonnen!“ Nun bedarf es keines Krieges mehr! Nur muß überall abgerüstet werden!

Will man das Verhalten der amerikanischen Kirchen während des Krieges und nach dem Kriege recht beurteilen, so muß man noch einen anderen Umstand im Auge behalten: das ist der Mangel an tiefer Empfindung für das Wahre, dem man in Nordamerika so viel begegnet. Der Amerikaner lebt in einer Atmosphäre der Reklame und der Propaganda. Daß man übertreibt, wenn es das Geschäftsinteresse erfordert, daß man es mit der Wahrheit nicht allzu genau nimmt, wenn man etwas Bestimmtes erreichen will, ist ihm selbstverständlich. Er spricht stets in Superlativen — was notwendig auf Kosten der Wahrhaftigkeit geht. Wilhelm von Polenz hat gelegentlich erzählt, daß man ihm in Amerika sieben mal die längste Brücke der Welt gezeigt hatte. Ähnliches erlebt jeder, der auch nur ein paar Wochen lang drüben gewesen ist. Wer nach einer Zeitung greift, will nicht in erster Linie Tatsachen erfahren,

wie sie sind, sondern er stellt sich in die Atmosphäre bestimmter politischer Tendenzen hinein, die ihm in der Regel wichtiger sind als die Wahrheit.

Nur so ist es zu erklären, daß die amerikanische Presse — ganz anders, als das trotz aller bösen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte in Deutschland möglich ist — von Sensationsnachrichten wimmelt, die mit der Wahrheit nichts gemein haben. Niemand regt sich darüber auf, wenn am nächsten Tage über dieselbe Sache ganz anders berichtet wird. Nur so ist es zu erklären, daß Northcliffe-Propaganda das öffentliche Leben Amerikas jahrelang beherrschen konnte und es wohl noch beherrscht. Und nur so erklärt es sich auch, daß die Northcliffe-Lügen selbst kirchlichen Blättern u. von christlichen Kanzeln haben gepredigt werden können, ohne daß heute, wo jeder Denkende weiß, daß es sich um infame Lügen gehandelt hat, irgend jemand die sittliche Nötigung empfindet, wieder gut zu machen, was durch die Lügen verschuldet worden ist. Ein deutsch-amerikanischer Geistlicher, zu dessen Gemeinde einer der bekanntesten amerikanischen Kriegsfieger gehört, erzählte mir, daß er diesen darüber zur Rede gestellt habe, daß er in seinem Buch über seine Kriegserlebnisse so wegwerfend von den deutschen Fliegern geredet habe. Der junge Amerikaner habe ihm geantwortet: „Flieger wie Vögel und Immelman hat es auf der ganzen Welt nicht mehr gegeben, am allerwenigsten in der amerikanischen Armee. Aber sie wissen ja, so etwas darf man in Amerika nicht sagen!“ Die Lüge in majorem gloriam patriae wird nicht als sittliche Schuld empfunden. Jahrelang unter der Hypnose englischer Kriegslügen gestanden zu haben, jahrelang Kriegslügen von den Kanzeln gepredigt zu haben, ein Volk von 100 Millionen durch das Mittel dieser Lüge in eine Kriegspolitik hineingetrieben und in Europa ganze Völker durch diese Lüge in jahrzehntelanges Siechtum gezwungen zu haben — für ein deutsches Gewissen einfach ein schauriger Gedanke; für den Anglo-Amerikaner kein Grund zu innerer Beunruhigung. Wer von den englisch-amerikanischen Kirchen einen Feldzug gegen diese Lügen erwartet, die zu Amerikas Sieg geführt haben, wird vergebens warten.

Der Evangelical Herald, das englische Blatt der deutschen evangelischen Synode, druckte kürzlich eine Rundgebung des Federal Council ab — eine Art politisch-religiöses Glaubensbekenntnis, ein Bekenntnis zur Abrüstung, Völkerverbund u. s. Das Blatt fügte dabei den Satz hinzu: „Wir glauben, daß die christliche Kirche als das Gewissen der Nationen die heilige Verpflichtung hat, im Verkehr der Nationen miteinander die Wahrheit zur Geltung zu bringen und der Unterdrückung von Tatsachen und der Verbreitung von Lügen entgegenzutreten.“ Das ist deutscher evangelischer Geist in Amerika! Im Glaubensbekenntnis der Anglo-Amerikaner hat ein solcher Satz keine Stelle!

Damit verträgt es sich durchaus, daß die Anglo-Amerikaner für die Nationen, die sie ins Elend zu stürzen geholfen haben, ein praktisches Werk der Liebe tun. Das Werk der Quäkerspeisung, die Hilfsaktion des National Lutheran Council, das Hilfswerk der bischöflichen Methodistenkirche — das alles hat in Deutschland einen guten Namen. Und mit Recht. Man will ein Werk christlicher Liebe tun, ohne nach Nation und Politik zu fragen. Und uns, die wir diese Wohltaten empfangen, ziemt es nicht, nachzurechnen, in welchem Verhältnis französische und polnische Protestanten einerseits und deutsche Protestanten andererseits unterstützt werden. Nur sind wir es den deutschen Brüdern und Schwestern drüben schuldig, allenthalben zu verkündigen, daß sie es sind, die bei allen diesen Hilfsaktionen in erster Linie mitarbeiten und Opfer bringen!

Am Sonntag, dem 2. Oktober, stand ich auf der Kanzel der schmalen St. Paulus-Kirche in dem Landstädtchen New-Bremen in Ohio und richtete meine Botschaft an die Generalkonferenz der Deutschen Evangelischen Synode aus.

(Fortsetzung folgt.)

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Evang. Gemeinde-Verband. Ich weise die Herren Amtsbrüder noch einmal auf die im vorigen Christenboten ausgesprochene Bitte um Einsendung von Berichten hin. Es genügt nicht, wenn jemand die tabellarischen Jahresberichte durch mich sendet und mir dann überläßt, mir das nötige herauszusuchen, da ich die Berichte auch für die Akten brauche.

Wenn die Herren Amtsbrüder im Besitze des „Christenbotens“ sind, fehlen nur noch 8 Wochen bis zur Lagung. Ich bitte also um baldige Einsendung der Berichte und baldige Mitteilung der Anträge usw. an mich.

Bisher ist in Aussicht genommen:

Sonabend, den 8. Juli, vorm. 11 Uhr, Pastoralkonferenz, dabei Vortrag von P. Grimm.

Sonntag, den 9. Juli, vorm. 10 Uhr, Gottesdienst (Predigt P. Kessel), danach Abendmahl f. d. Geistlichen; nachm. 1 Uhr Beginn der Hauptversammlung in der Kirche. Einen Vortrag hat übernommen P. Bornfleth, zur Sprache müssen kommen u. a.: die Frage der P.-K.-Reisekosten, Gustav Adolf-Verein, Krankenhaus Santa Catharina, Grenzregelung zwischen den Gemeinden.

Blumenau. Der Kassierer der Gemeinde Belha-Tiefe, Herr Friedrich Koepcke, ist im März plötzlich verschieden. Er war ein getreuer, pflichteifriger Mann, der von ganzem Herzen an seinem Kirchlein hing. Hier sei ihm noch einmal herzlichst für alle Treue gedankt.

• Für den Familientisch. •

Walburga.

Eine deutsche Legende

von Hans Freiherrn von Hammerstein.

Die Trübinger Hundertschaft des Rangaus hielt Sommerthing.

So schöner und würdiger Malstatt konnte sich keine andere Hundertschaft des Gau's rühmen.

Im Hain am Abhang des Trudenberges war ein ebener, freier Platz von etwa hundert Schritten im Geviert. An seinem Rand, wo die Steile wieder gipfelwärts anstieg, zur Rechten und Linken gleich weit vom Saum des Haines entfernt, erhob sich da eine ungeheure Eiche, die wohl tausend Jahre im breiten Stamm eingeringt hatte. Auf zwei mächtigen Hauptästen, denen sich in wunderlicher Verknorrung das winkelige Gewirr starker und feiner Zweige entrang, wölbte sie ihre herrliche Krone dem Himmel und dem Gipfel des Berges zu, der mit den breitlastenden Felsblöcken der Opfersteine über den kahlen Heidehang und die struppigen Schöpfe der Ginsterbüsche herab finster zu ihr niederblickte.

Knapp hinter dem gewaltigen Baum entsprang in der Berglehne ein Quell, den etliche Steintrümmer in einen kleinen grünflaren Tümpel fakten und überfallend in dünnem Silberband zur Wiese entliehen, wo er sich an den Wurzeln der Eiche vorbei ein leichtes Bett gewunden hatte und mit leisem Gemurmel talwärts zögerte.

Am Fuß der Eiche, dem Heideplan zugekehrt, standen im Halbkreis, aus rohen Steinplatten zusammengestellt, die neun Eiche der Richter. Ueber dem größeren Mittelsitz im Eichenstamm haftete ein steinerner Hammer, das Zeichen Thors, dem Baum und Platz heilig. Ein Erzband hielt ihn dort fest und umspannte zugleich den Stamm unterhalb der Teilung der beiden Hauptäste, so verhängend, daß er auseinanderbreche. Denn Säme und Regen hatten in seiner Achsel ein Loch ausgemodert, das sich tief in den Stamm eingefressen hatte und alljährlich einem Paar Waldkäuze zur Wohnstadt und Hedeung diente.

Es war am dritten Tag und zur letzten Stunde des Things. Ein heißer Frühsommertag webte bienensummend über der Malstatt. Der Eichenwipfel rührte kein Blatt. In harter Düsternis starteten oben die Felsblöcke zum tiefen Blau.

Bei hundert freie Männer standen vollgerüstet im Rund vor dem heiligen Baum. Mancher nistete tief auf den Schild gestützt.

Einschläfernd ging die Stimme des alten Urolf, des Opferpriesters und Thingpredchers. Er verkündete, nachdem Streit und Klage gerichtet, die Verteilung der Feldmark für die Herbstbestellung, wie sie das Los bestimmt hatte.

Im weißen, wallenden Gewand stand er vor seinem Richtersitz. Der greise Bart floß ihm bis zum Gürtel herab. Aus zwei Töpfen, die zwei Männer hielten, nahm er die Stäbchen

und las vom einen die Bezeichnung des Aderstückes, vom andern den Namen des Gelosten ab.

Ihm zur Linken auf dem höheren Mittelstuhl saß Haderich, der Edeling aus dem Geschlecht der Braunsfallen. Von Widar, dem Asen, leitete es den Ursprung her. Ein hoher, sehniger Rede. Man mocht ihm dreißig oder auch vierzig geben, je nachdem er sein Gesicht wandte. Denn es war hart und verwittert, wie ein Runenstein, und hatte doch die Kraft ungebrochener Jugend.

Jetzt saß er weit vorgeneigt, den braunen Arm aufs Knie, das starke Kinn auf die Faust gestützt. Sein heller Blid grau und scharf ins Leere spähend, zwei strenge Falten von der hohen Stirn zur kühnen Nase hinab. Ein Tatenträumer. Alter, alemannischer Fürstentum waren die Braunsfallen. Am längsten und grimmigsten hatten sie sich der von Norden eindringenden Franken gewehrt und zwei Grafen verjagt, die der fränkische König als Statthalter in den Rangau gesandt hatte. Des Streites ward erst ein Ende, als der schwächliche König Sigibert III. nachgab und Haderichs Großvater, der sich als ein im echten Thing gewählter Volksfürst behauptete, zum Gaugrafen machte. Und er mußte es leiden, daß Amt und Würde auf dessen Sohn, den kriegerischen Hadur überging, um so mehr, als dieser ihm gute Dienste im Kampf gegen die Slawen geleistet hatte, von denen vormalig König Dagobert bei Bogastisburg schwer aufs Haupt geschlagen worden. Noch einmal aber ward die Herrschaft der alemannischen Braunsfallen im Rangau bestritten, um durch das Hetanische Herzogshaus, nachdem es selbst vom König abgefallen war und sich durch solche Macht im eigenen Land bedroht fühlte. Doch der Kampf entschied gegen Herzog Hetan II. und befestigte der Braunsfallen Stellung als Grafen im Rangau. Hadurs vierter Sohn war Haderich. Dem Vater am ähnlichsten in streitbarem Sinn und Lust an Fehden und Fahrten, Arat er früh in die Gefolgschaft kriegsberühmter Fürsten und kam weit herum. Jahrelang kämpfte er in Italien und lungerte dort an den Höfen. Erst die Kunde, daß der alte Streit mit den Hetanern neu entbrannt war, rief ihn zurück. Er fand den Vater und die drei Brüder im Kampf gefallen, einen fränkischen Grafen, der Christ war, über den Rangau gesetzt. Doch der letzte der Braunsfallen kam nicht allein. Seine Taten hatten, so jung er war, schon ein ansehnliches Gefolge tapferer Degen aller Stämme, Friesen, Sachsen, Bayern und Dänen, um ihn gesammelt. Und als sein Streikruf im Rangau und der Nachbarschaft warb, stieß nicht nur was noch alemannisch war zu seinem Heerbann. Auch freier Franken genug, die den grimmen alten Hader als Führer geschätzt hatten und dem Herzog Gotzbert zürnten, weil er sich hatte taufen lassen, vermehrten seine Schar. Der fremde Graf ward überfallen und erschlagen, und der Herzog fand es nun ratsam, mit Haderich Frieden zu schließen und ihn als Gaugrafen anzuerkennen. Ein gemeinsamer Zug gegen die Wenden, die es wieder versuchten, in die Mainlande zu fallen, vereinte sogar die alten Feinde für ein kurzes Bündnis, das in neuer Verstimmung endete, als Haderich es ausschlug, des Herzogs christliche Tochter zum Weib zu nehmen. Er vermählte sich bald darauf mit der schönen und sanften Fridlinde aus dem edlen Geschlechte der Hachlinger im benachbarten Bayern.

Nur flüchtig streifte die Sonne des Glüdes sein Haus. Die junge Gattin starb an bösem Fieber. Ein Sohn blieb ihm, Hadfrid, nun achtjährig, ein zarter, lieblicher Knabe, das Licht seiner Einsamkeit.

Wie es schon der Vater gepflogen, saß Haderich auf Hohen-Trüdingen, der Feste, die die Römer hier als einen mächtigen Pfeiler im Grenzwall erbaut. Stieg man ein paar Schritte den Berghang an der Thingstätte empor, etwa bis zur Höhe des Eichenwipfels, so sah man von jenseit des Tals den starken Turm und die braunen, düsteren Mauern des Bollwerks herüberschauen.

Der alte Urolf wollte zu keinem Schluß kommen. Haderich lehnte sich seufzend zurück, schlug Bein über Bein, den Richterstab dazwischen stützend, sah nach der Sonne und flüsterte lächelnd mit Folko, dem Ältesten der Gemeinde, der ihm zur Linken saß.

Endlich hatte Urolf die letzten Lose verteilt. Sich gegen den Grafen verneigend, sprach er das herkömmliche Schlußgesetz und lud ihn ein, das Thing zu entgehen.

Alle die Mannen ringsum rehten und streckten sich tiefatmend.

Haderich stand auf. Die Richter erhoben sich mit ihm. Er stülpte den Helm mit den Falkenflügeln auf das blonde

Haupt, stellte den weißen Stab mit beiden Händen umfaßt vor sich und ließ die scharfen, grauen Blide durch die Runde gehen.

„Ihr Mannen,“ begann er mit klarer, starker Stimme, „Recht ist gesprochen, Unbill gerichtet, Friede gewährt, Unfriede verhängt, wie es gesungen ward an dieser heiligen Stätte von Urzeiten her, nach dem Brauch der Väter und dem Willen der Götter. Geht heim, laßt den Pflug nicht rusten, aber haltet auch scharf die Wehr. Ehret die Götter, tut recht, meidet die Zwietracht. Und ein besonderes Wort noch nehmt heute mit und erwägt es bei euch in der Stille.“

Umherblickend, hielt er inne. Es schien ihn zu bewegen, was er sagen wollte. Die Mannen horchten auf und traten enger in den Kreis.

Als es ganz still geworden war, fuhr er nach einem tiefen Atemholen fort. Das Blut stieg ihm in die Wangen.

„Euch ist kund wie mir, daß dort und da in den Nachbargauen fremde Männer umherziehen, seltsamen Gewandes und Gebahrens, und zum Volke sprechen von einem neuen, weißen und milden Gott, der besser wäre, als unsere alten, hohen Götter, die Lug und Trug genannt werden.“

Seine Stimme hatte sich erhoben. Sein Auge funkelte. Jeder fühlte es wie eines Schwertes Spitze auf sich gerichtet. Reglos stand Mann an Mann. Ging nicht durchs höchste Laub der Eiche ein leises Flüstern? Urolf, der Priester, hob das Antlitz und sah groß zum Himmel empor.

„Ich kenne dieses Gottes Diener,“ begann Haderich von neuem. „Ich kenne ihre Lehre, der ganz Welschland schier anhängt. Auch dort und da in unseren Landen ist ihr Samen schon aufgegangen. Wird manch einer von euch ihr schon begegnet sein.“

Einige nickten stumm.

„Mannannen, Franken und Bayern, ihr Männer, wes Stammes ihr seid, hier erbgelassen oder zugewandert als ehrliche, freigebohrne, wehrhafte Leute! Die neue Lehre ist lieblich und erfreulich, wie ein Garten voll fremden Geblühs, ist mild und weich wie die Luft, die Welschland im Frühling übers große Gebirge schickt. Hütet euch vor ihr. Sie geht wie ein schleichend Siedtum ins Herz. Sie mag ein Trost der Schwachen sein, dem Starken ist sie Gift. Der Knecht mag sein Heil in ihr finden. Der Freie, zu Kampf und Herrschaft geboren, bedarf ihrer nicht. Unserem Wesen ist sie fremd, zuwider und ein Schaden.“

„So ist es!“ rief ein sieben Fuß hoher, wildbärtiger Mann und stieß den Speer zu Boden. „So ist's!“ stimmten mehrere bei, und das dumpfe Stampfen lief durch die ganze Runde.

Haderich trat einen Schritt vor und fuhr lebhafter fort:

„Des neuen Heiles Lehrer nennen unsere Götter Mächte der Finsternis, uns selbst Götzendiener, Anbeter toter Bilder. Freilich ist's wahr, daß in manchen Gauen der uralte Brauch, die Götter zu ehren, neuen und widerwärtigen Bräuchen gewichen ist, daß statt manneswürdiger Frömmigkeit weibliche Furcht vor bösen Geistern, Kobolden und Hexen herrscht. Auch ward da und dort von den Wenden und den Römern das Anbeten hölzerner und steinerter Bilder nebst anderem fremden Gebrauch übernommen. Wir aber, freie Männer, wir kennen unsere alten Götter und ehren sie, wie es unsere Väter getan. Wir horchen ihrer Stimme und spüren ihr Wehn im Rauschen der Haine, wir bewundern das Walten ihrer Macht im Bau der Welt und im Gang der Gezeiten, wir rufen sie an im Kampf um Sieg und wissen es, daß sie dem ehrenhaften und tapferen Manne Freund sind. Und wir beugen uns dem Hohen, Unbekannten, das die Gescheide von Uransfang fügt über uns und über ihnen.“

Er schwieg, und tiefe Stille war umher. Die Männer standen geneigten Hauptes. Ein stärkeres Wehen regte den Wipfel der Eiche, das traumhafte Gesumm der sommerlichen Wiese überpülend. Irgendwo hoch im Blauen über den Opfersteinen schrillte ein Falkenschrei.

„Mannan!“ begann der Graf von neuem. „Wir wollen an den alten Göttern und dem Brauch der Väter, sie zu ehren, festhalten, daß sie uns zum Sieg führen, wie sie die Väter sieghaft führten bis an ferner Länder Küsten. In uns wohnt die Kraft der Welt. Es ist kein Volk, das uns widersteht. Mögen andere Völker andere Götter haben. Laßt sie ihnen. Die unseren wollen nur von uns geehrt sein. Wir zwingen jene, die wir besiegt haben, nicht, ihnen zu opfern, wie es die Römer getan. Aber wir wollen auch nicht fremde Lehre und Sitte annehmen, die unser Wesen trübt und fälscht. Solang wir den hohen Mien dienen, werden wir sein, wie unsere ruhmvollen

Väter es waren, solange wir würdig der Väter sind, werden uns die alten Götter Sieg verleihen.

Und hiermit sei in Thors, des Starken, Namen das Thing enthegt. Er segne unsere Felder und schöne unsere Hütten.“

Ein gewaltiges Aneinanderschlagen von Schilden und Speeren erhob sich als Zeichen des Beifalls in der Versammlung. Wie Wetterrollen ging es über die Malsatt und durch die Wälder hin.

Die Mannen grüßend, verließ der Gaugraf seinen Platz und schritt, von Urolf begleitet, die Wiese hinab.

Hinter ihnen zerschlug sich mit lautem Stimmenschall die Versammlung in Scharen und Paare, die, Haderichs Anrede zum Teil erregt besprechend, talwärts zogen.

„Hörst Du? Sie streiten!“ sagte der Graf zu Urolf, als sie schon zwischen den hohen Buchen und Eichen des Haines hinabschritten. „So rein stimmen ihre Meinungen nicht zusammen, wie ihre Waffen es vorgaben.“

Der Priester erwiderte nichts und sah nachdenklich auf den Weg.

„Unter die Jungen ist doch schon dieser neue Sauerteig gedrungen,“ versetzte Haderich.

Urolf schüttelte den Kopf. „Woher hätten sie's?“

„Woher? — Alter, das fliegt durch die Welt, wie Distelsamen. Dem und jenem haftet's schon und er weiß es noch gar nicht.“

„Herr, ich hörte noch keinen vom neuen Gott reden.“

„Aber von den alten reden sie auch nicht mehr. Namen sind sie ihnen noch und Bilder aus Kindermären. Schreckbilder oft genug. Woran die Weiber schuld haben mit ihrem Drohen, ihrer Koboldenangst, ihren Zauberkünsten und leider auch manchmal — die Priester mit ihrer Habgier.“

„Herr!“

„Dich trifft's nicht, treuer, alter Sittenhüter. Auch du weißt es so gut wie ich, daß anderwärts schon arger Unfug besteht. Manch einer deiner Genossen hat's von den Römern oder Wenden gelernt, einem hölzernen Gott ein Haus zu bauen und den guten Leuten glauben zu machen, daß der Klotz Unheil, Wetter und Viehfall wirke, wenn er nicht täglich seine Opfer an nützlichem, eßbarem Getier, an Getränk oder Gold erhalte. Und wo einmal die Furcht der Gott ist, da ist des Gottes Diener der Fürst. Ist's nicht so?“

Urolf nickte ernst.

„Und da hat neue Kunde guten Boden,“ fuhr Haderich fort. „Da kommt einer aus fernem Land, redet Milch und Honig und sagt: Eure Götter sind eitel Dunst und Hirnblasen. Seht, ich zerschlage den Gott! Wehrt er sich? Schickt er Bliß, Donner und Pest? Wo bleiben sie? Schande über euren Irrtum! Aber dies ist der wahre Gott, der spricht: der Arme und Schwache ist mein Kind, dem Starken zerbreche ich die Arme, mache ihn zum Schemel meiner Füße. Liebe den, der dich schlägt. Nicht, wer durchs Schwert fiel, wird in Walhall aufgenommen, aber der Hungers starb, wird ewiger Wonne genießen. Und die Welt ist böse. Wind und Wolken macht ein schwarzer Geist. Ruhm ist eitel, Weib ist Sünde, Trunk ist Verderben. Seid wie er, der sich kreuzigen ließ. Und sie schlagen unsere heiligen Bäume und Malssteine um und stellen das Zeichen der Schande auf, daß jeder es anbete.“

Schweigend schritten sie ein Weile hin.

„Wär noch überall der alte Geist lebendig,“ nahm der Graf die Rede wieder auf, „mir sollte nicht bange sein. Ein Mann, der seinem Aug' und seiner Faust vertraut, der im Waldesrauschen aufgewachsen ist, des Sturmes Stimme, des Adlers Schrei, der Wolke Bildung zu deuten weiß, der den Urbezwang und den Feind erschlug, dem ist's nicht Not, von Bannen erlöst zu werden. Er weiß, daß er dem nicht entgeht, was die Norne ihm gesponnen hat, und daß er sein Los durch Taten zu wirken hat, nicht durch Leiden, wenn er fortleben will in der Genossenschaft der Götter und im Gedächtnis der Menschen. Ein solcher ist nackter Fels für den Samen der Lehre vom Dulden und Dienen. Und wir, wir müssen schlagen und herrschen. Wir sind vom Geschlecht der Adler, nicht ein Taubengehed. Der weiße Gott lähmt unser Herz und unseren Arm. Seine Lehre erschläft uns die Sehnen. Deshalb muß er unser schlimmster Feind sein.“

„Du sprichst, was ich denke, Herr,“ erwiderte Urolf, „doch sage, was sollen wir tun, wenn solch fahrende Lehrer kommen, wie sie der Kunde nach schon bis Sachsen, ja bis an den Main gekommen sind. Sollen wir sie töten? Es widerstrebt einem, gegen Wehrlose Waffen zu heben.“

„Töten ist nutzlos,“ versetzte Haderich. „Ihr Blut ist wie Drachenblut. Jeder Tropfen ein Keim. Die Römer mußten's erfahren. Nein, Urolf. Sind und bleiben wir stark, so werden wir die alten Götter und mit ihnen unsere Art nicht verlassen, und auch sie nicht uns. Werden wir schlaff an Geist und Leib, wie es die zumeist wurden, die Welschland und Gallien eroberten und in seinen Schätzen zu schwelgen begannen, so tauschen wir unser Wesen gegen Fremdes, und weder Gewalt noch Zuspruch werden hindern, daß wir unsere Götter vergessen und verraten. Siehst du, käm solch ein Lehrer des neuen Gottes in den Rangau, ich täte ihm nichts zuleide. Ich sähe zu, wie sein Geschwäg im Volke wirkt, und lernte dabei die Aufrechten von den Schwachen, die Treuen von den Heuchlern unterscheiden. Und wenn...“

(Fortsetzung folgt.)

Liebesgaben.

Konfirmandengaben in Blumenau Ostern 1922 für Verschönerung der Kirche:

Es gaben: 3 \$ Natalie Pentuhn; 2 \$ Hebe Wehmuth, Marie Schürich und Anna Kertischla; 1 \$ 800 Willi Siebert, 1 \$ 500 Artur Reif, Klara Kanitz, Wally Reif; je 1 \$ Erich Wehmuth, Else Beims, Hilda Hahnemann, Leopold Schreiber, Alfred Rüdiger, Paula Brekle, Frieda Mayer, Erich Haertel, Artur Puhlmann, Edgar Bähr, Auguste Gielow, Gertrud Müller, Klara Stein, Paula Hoffmann, Paula Imroth, Lucie Weise, Herta Grahl. Dazu 31 kleine Gaben im Gesamtbetrage von 14 \$ 800. Zusammen 47 \$ 100.

Herzlichen Dank!

Neumann.

Am Palmsonntag wurden in Timbo 60 Konfirmanden eingesegnet. Zur Verschönerung des Gotteshauses stifteten sie: A. Hochheim, G. Zumach, M. Strehlow, E. Bichls je 1 \$; W. Hölzgebauer, H. Regule, A. Schneider, A. Schley, C. Schley je 500 Rs.; G. Bublik, P. Benz, D. Jante, E. Altkte, E. Zumach, F. Stuhler, G. Wolter, A. Gehner, je 400 Rs.; W. Richter, E. Milchert, A. Ziduhr, H. Adam je 300 Rs.; W. Starke, F. Volkmann, R. Gellert, A. Schwarz, H. Biste, P. Wollinger, D. Meier, R. Klug, A. Milchert, E. Beder, R. Ziduhr, H. Hansen, R. Haß, W. Maas, D. Kleinschmidt, R. Krüger, H. Ewald, A. Sprung, W. Raddach, F. Loppnow, B. Benste, E. Köpfe, A. Müller, A. Anop, L. Jandt, J. Krüger, F. Altkte, E. Schneider, A. Teske, A. Probst, R. Schulz je 200 Rs.; A. Gehner, R. Harbs, E. Heller, W. Kleinschmidt, G. Krüger je 100 Rs.; zusammen 17 \$ 600.

Herzlichen Dank.

Pfarrer Hohlfeld.

Kirchennachrichten.

Evang. Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 7. Mai, Gottesd. in Belchior; 3 Uhr nachm. Gottesd. in Bahu.

Sonntag, 21. Mai, Gottesd. in Rußland.

Donnerstag, 25. Mai, Himmelfahrtsgottesd. in Blumenau.

Sonntag, 28. Mai, Gottesd. in der Garcia.

Pfingstsonntag, 4. Juni, Gottesd. in Blumenau.

Pfingstmontag, 5. Juni, Gottesd. in der Belha.

Sonntag, 11. Juni, Gottesd. in Itoupavanorte.

Sonntag, 18. Juni, Gottesd. in Gaspar, 7 1/2 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 25. Juni, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 2. Juli, Gottesd. in Itoupavanorte.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwochs in Altona, Donnerstags bei Ehrhardt in der Belha, Freitags in Itoupavanorte, findet nachm. von 3 bis 4 Religionsstunde statt.

Pfarrer Neumann.

Evang. Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 7. Mai, Gottesd. und heil. Abendmahl (Schule bei Wulf).

Dienstag, 9. Mai, 10 Uhr vorm., findet eine dringende Delegiertenversammlung in der Kirche zu Itoupava statt.

Sonntag, 14. Mai, Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 21. Mai, Gottesd. in Itoupava-Rega; anschließend Singstunde.

Himmelfahrt, 25. Mai, Gottesd. in untere Massaranduba; anschließend Konfirmandenstunde.

Sonntag, 28. Mai, Gottesd. und heil. Abendm. in Serafim.

Pfingstsonntag, 4. Juni, Gottesd. in Itoupava.

Pfingstmontag, 5. Juni, Gottesd. in Itoupava-Rega.

Dienstag, 6. Juni, Pfingstfeier in obere Massaranduba; anschließend Konfirmandenstunde.

Sonntag, 11. Juni, Gottesd. in Braco do Sul.

Sonntag, 18. Juni, Gottesd. in der Telegraphenlinie.

Sonntag, 25. Juni, Gottesd. in Fidelis.

Pfarrer Ollas.

Bereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 7. Mai, Gottesd. und heil. Abendm. in Fortaleza.

Sonntag, 14. Mai, Gottesd. in Encano do Norte.

Sonntag, 21. Mai, Gottesd. in Itoupavazinha.

Sonntag, 28. Mai, Gottesd. in Testo Central.

Pfingstsonntag, 4. Juni, Gottesd. in Badenfurt.

Pfingstmontag, 5. Juni, Gottesd. in Alto Testo.

Die Gottesdienste beginnen um 10 Uhr vormittags.

Pfarrer Kessel.

Evang. Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 14. Mai, Gottesd. in Ober-Rega.

Sonntag, 21. Mai, Gottesd. in Pommerode.

Himmelfahrt, 25. Mai, Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 28. Mai, Gottesd. in Testo Central.

Pfingstsonntag, 4. Juni, Gottesd. in Pommerode.

Pfingstmontag, 5. Juni, Gottesd. in Benjamin Constant.

Sonntag, 11. Juni, Gottesd. in Ober-Rega.

Sonntag, 18. Juni, Gottesd. in Rio Serro.

Pfarrer Lange.

Evang. Gemeinde Timbo.

Sonntag, 7. Mai, Gottesd. in Cedro Alto.

Sonntag, 14. Mai, Gottesd. in Beneditto Novo.

Sonntag, 21. Mai, Gottesd. in Rio Uda.

Himmelfahrt, 25. Mai, Gottesd. in Freiheitsbach.

Sonntag, 28. Mai, Gottesd. in Carijos; 3 Uhr nachm. Gottesd. in Obermulbe.

Pfingstsonntag, 4. Juni, Gottesd. in Timbo.

Pfingstmontag, 5. Juni, Gottesd. in Beneditto Novo.

Sonntag, 11. Juni, Gottesd., Konfirmation und heiliges Abendmahl in Cedro Alto.

Sonntag, 18. Juni, Gottesd. in Timbo.

Sonntag, 25. Juni, Gottesd. in Rio Uda.

Sonntag, 2. Juli, Gottesd. in Freiheitsbach.

Die Gottesdienste beginnen um 1/2 10 Uhr vormittags.

Pfarrer Hohlfeld.

Evang. Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 7. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia.

Sonntag, 14. Mai, 9 Uhr vorm., Einsegnung und heil. Abendmahl in Neubremen.

Pastor Grimm.

Evang. Gemeinde Bella Miança.

Sonntag, 7. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. am Bombas.

Sonntag, 14. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. am Rio Batalha.

Sonntag, 21. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. am Lago.

Pfarrer Sahn.

Evang. Gemeinde Brusque.

Sonntag, 7. Mai, Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 14. Mai, Gottesd. in Brusque; danach Kindergottesd.

Sonntag, 21. Mai, Gottesd. in Brusque.

Himmelfahrt, 25. Mai, Gottesd. in Brusque; danach Kindergottesd.

Pfingstsonntag, 4. Juni, Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 11. Juni, Gottesd. in Brusque; danach Kindergottesd.

Sonntag, 18. Juni, Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Ratich.

Evang. Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 28. Mai, Gottesd. und heil. Abendm. in Itajahy.

Pfarrer Ratich.